

Eine Schreibwerkstatt macht Schule

Nach einem harzigen Start hat sich das Schweizerische Literaturinstitut auch in der welschen Schweiz etabliert

Bei der Gründung des Schweizerischen Literaturinstituts vor sechs Jahren wehte der neuen Ausbildung vor allem aus der Westschweiz ein rauer Wind entgegen; in der Deutschschweiz war das Projekt weniger umstritten. Inzwischen hat sich das «institut littéraire suisse» aber auch in der Romandie einen Namen gemacht.

Andrea Kucera

Während Jahren musste man die französischsprachigen Studenten des Schweizerischen Literaturinstituts in Biel fast mit der Lupe suchen. Der erste Jahrgang des im Jahr 2006 gegründeten Instituts setzte sich aus 13 deutschsprachigen und 2 welschen Studierenden zusammen. In den drei darauffolgenden Jahren nahm jeweils nur ein Französischsprachiger die dreijährige Bachelor-Ausbildung in Angriff. Dabei hatte sich die zweisprachige Schule zum Ziel gesetzt, zu einem Drittel angehende Autoren mit französischer Muttersprache auszubilden. Doch bis vor kurzem haperte es mit der Rekrutierung in der Westschweiz: Dem Institut standen nicht genügend qualifizierte Bewerber mit französischer Muttersprache zur Auswahl.

Schreiben als einsamer Prozess

Die Gründe dafür sind mannigfaltig. Zum einen war das Konzept der aus den USA stammenden «creative writing studies» bei der Gründung des Instituts in der Romandie viel weniger bekannt als in der Deutschschweiz. Es gab zwar im französischen Sprachraum bereits einen Studiengang für dramatisches Schreiben an der Hochschule für Theater in Lyon, und in Quebec existierten Schreibschulen seit langem. Aber weder in Frankreich noch in der Westschweiz wurde literarisches Schreiben in allen Gattungen auf universitärem Niveau angeboten. Zum andern waren auch die Vorbehalte ungleich grösser. «Man war der Meinung, Schreibschulen seien etwas für Laien», sagt die Leiterin des Schweizerischen Literaturinstituts, Marie Caffari. Viele befürchteten zudem, die Studierenden würden auf einen bestimmten Schreibstil getrimmt. Skeptische Stimmen erhoben sich zwar auch in der Deutschschweiz, aber die Kritik war weniger fundamental; mit den Literaturinstituten in Leipzig und Berlin existierten im deutschsprachigen Raum bereits Vorläufer.

Nicht zuletzt herrschten in den beiden Landesteilen auch unterschiedliche Bilder von der Figur des Schriftstellers und von der Tätigkeit des Schreibens vor. Im französischsprachigen Raum ist der Schreibende ein einsamer Kämpfer, und man ist der Meinung, dass Schreiben weder vermittelt noch gelernt werden kann. Diese Auffassung spie-

gelte sich auch in den Presseberichten zum Zeitpunkt der Gründung des Literaturinstituts. Nicht selten vertraten sie die Meinung, eine Ausbildung in literarischem Schreiben sei absurd.

In den letzten Jahren ist die Kritik am Literaturinstitut jedoch nuancierter geworden. Niemand spreche mehr davon, dass alle Absolventen den gleichen Schreibstil hätten oder dass eine Schreibschule an sich keine Berechtigung habe, sagt Marie Caffari. Das Literaturinstitut werde wohlwollender aufgenommen. So äusserte jüngst der Neuenburger Schriftsteller Thomas Sandoz in der Literaturbeilage von «Le Temps», er hätte sich sofort beworben, wenn das Institut bereits existiert hätte, als er angefangen habe zu schreiben. Die welsche Literaturszene hat sich gegenüber dem Literaturinstitut geöffnet, wobei diesen Wandel vor allem die drei ersten frankofonen Absolventen beeinflusst haben: der Unterwalliser Julien Maret, die Neuenburgerin Antoinette Rychner und Elisabeth Jobin, die aus dem Berner Jura stammt. Alle drei konnten ihre Abschlussarbeiten publizieren und wurden dafür mit Preisen ausgezeichnet. Alle drei sind zudem weiterhin literarisch aktiv. Maret schreibt mithilfe eines Werkbeitrags der Stiftung Pro Helvetia an seinem zweiten Roman. Rychner verfasst vor allem Theaterstücke und Kurzgeschichten; sie lebt vom Schreiben. Jobin studiert Kunstgeschichte, während sie gleichzeitig ein zweites Romanprojekt verfolgt.

Der Wandel erreicht Paris

Mit dem gesteigerten Renommee des Bieler Instituts in der Westschweiz ist auch das Interesse an der Ausbildung gestiegen – selbst über die Grenze hinaus. Seit drei Jahren hat sich der Anteil der Französischsprachigen bei dem angestrebten Drittel eingependelt, und erstmals wurde diesen Herbst eine Studentin aus Frankreich aufgenommen. In der Tat häufen sich auch in der französischen Literaturszene die Anzeichen grösserer Veränderungen. Seit Anfang Sommer organisiert Gallimard – einer der grössten französischen Verlage – Schreibwerkstätten für angehende Autoren. «Dieser Schritt ist ein eigentlicher Paradigmenwechsel», sagt Caffari. Auch auf universitärer Ebene bahnen sich Neuerungen an: Seit diesem Herbst bieten Universität und Kunsthochschule in Le Havre gemeinsam einen Master in literarischem Schreiben an. Und an der Universität Paris 8 sind die Vorbereitungen für einen ähnlichen neuen Masterstudiengang am Laufen, wobei man sich in Paris auch von der Bieler Schule inspirieren lässt. Jedenfalls wurde Marie Caffari im Juni eingeladen, um das Konzept des Schweizerischen Literaturinstituts zu präsentieren – ein Zeichen der Wertschätzung des «grossen Nachbarn», zu dem man in der Westschweiz meistens hochschaut.

Eingeklemmt zwischen der Deutschschweiz und Paris

aku. · Mancher Westschweizer Autor ist bereits an diesem Handicap verzweifelt: Wer bei einem welschen Verlag publiziert, wird nur selten in Frankreich gelesen und überdies kaum von den Jurys der wichtigen Literaturpreise der «Grande nation» beachtet. Die Westschweizer Literaturszene ist gewissermassen gefangen zwischen dem deutschsprachigen Raum, zu dem der Zugang aufgrund der Sprachbarriere versperrt ist, und dem französischen Markt, der vor allem auf die eigenen Autoren fokussiert ist. Für Westschweizer Schriftsteller und Schriftstellerinnen bedeutet dies, dass der Kreis ihrer potenziellen Leserschaft viel kleiner ist als bei ihren französischen Pendants – es sei denn, sie finden einen französischen Verleger. Publikationen von Westschweizer Verlagshäusern finden nur über Umwege Eingang in französische Buchhandlungen.

Auch die drei ersten Westschweizer Absolventen des Schweizerischen Literaturinstituts sahen sich bei der Publikation ihrer Erstlingswerke mit diesen Herausforderungen konfrontiert. Während für Julien Maret ausser Frage stand, dass er in Frankreich publizieren wollte, wählten Antoinette Rychner und Elisabeth Jobin einen Westschweizer Verlag. «Allein die Tatsache, ein Buch zu publizieren, schien mir gewaltig», sagt Jobin, die 2009 mit 21 Jahren als Jüngste ihres Jahrgangs die Ausbildung in Biel abschloss. «Ich wollte deshalb, dass mein Verleger aus der Nähe kommt.» Jobins Roman «Anatomie de l'hiver» beschreibt in einer märchenhaften Sprache die Tristesse eines Dorfes im Berner Jura und erschien 2011 in den Editions de l'Aire, Vevey. Maret bemühte sich seinerseits um einen französischen Verlag, weil er in Frankreich gelesen werden wollte – und weil er stark von den grossen Namen der französischen Literatur beeinflusst ist, wie der 34-Jährige erklärt. Sein Roman «Rengaine» erörtert die Tiefenpsychologie eines Depressiven und erschien 2011 im Pariser Verlag José Corti. Die Kurzgeschichten der 33-jährigen Antoinette Rychner über alltägliche und gerade deswegen groteske Situationen schliesslich erschienen 2010 unter dem Titel «Petite collection d'instant fossiles» im Freiburger Verlag l'Hèbe.

Abgesehen vom eingeschränkten Radius bietet die Westschweiz für ihre Autoren allerdings durchaus auch Vorteile und Annehmlichkeiten. Die Romandie ist äusserst reich an Verlagshäusern, und durch die Kleinräumigkeit ist der Austausch zwischen Schriftstellern, Verlegern und Kritikern sehr direkt. «Wer ein Buch herausgibt, wird automatisch wahrgenommen», sagt Elisabeth Jobin: Die Sichtbarkeit sei grösser als in Frankreich. Auch Marie Caffari rät ihren welschen Studierenden nicht, um jeden Preis auf die französische Karte zu setzen. Denn man gehe bei einem grossen französischen Verlag auch leichter in der Masse unter als bei einem hiesigen Verleger, sagt die Leiterin des Schweizerischen Literaturinstituts.

Jüngst scheint sich der französische Markt zudem etwas mehr geöffnet zu haben. Gleich drei welsche Autoren sind diesen Herbst selektioniert worden für drei der grossen Literaturpreise Frankreichs – in deren Geschichte ein Novum. Joël Dicker ist mit seinem Thriller «La vérité sur l'affaire Harry Quebert» (erschieden im Rahmen einer «Koproduktion» zwischen dem Lausanner Verlag l'Age d'homme und den Editions de Fallois, Paris) in der Auswahl sowohl für den Prix Goncourt wie auch für den Prix Femina. Ebenfalls für den Prix Femina nominiert wurde Catherine Safonoffs «Le Mineur

et la Canari» (Zoé). Und Dominique de Rivaz findet sich mit «Rose Envy» (ebenfalls Zoé) auf der Shortlist des Prix Wepler. Noch ist unklar, ob einer dieser drei Namen tatsächlich obenaus schwingen wird – die Preise werden im November verliehen. Aber allein die Beachtung, die der französische Literaturbetrieb seit neuem dem Schaffen in der Westschweiz zukommen lässt, zeugt von einem gesteigerten Ansehen der hiesigen Szene.